



(Nachdruck verboten.)

Schuldig.

41) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Der Kahn, der die Gerettete barg, schoß wie ein Pfeil ans Land. Rasch wurde Hilfe gebracht, man bemühte sich um Dorothea und endlich schlug sie die Augen auf. Doch waren ihre Sinne wie umnebelt, schlaff, entkräftet lag sie da und ließ Alles mit sich geschehen.

„Wohin wollen Sie gebracht werden, vielleicht in ein Hotel?“ wurde sie gefragt.

„In ein Hotel,“ wiederholte sie, ohne zu wissen, was sie sagte.

Sie wurde in das dem Hafen gegenüberliegende Hotel getragen.

Dort übernahm die Gastwirthin die leidende Frau und brachte sie mit Hilfe eines Stubenmädchens zu Bett.

Die Wärme that ihr wohl, sie zog die Decke über die Ohren und küßerte wie ein gezüchtigtes Kind:

„Was habe ich gethan? Aber was habe ich denn gethan?“

Sie war so schwach, daß ihre Gehirnthätigkeit ruhte und sie sich nicht erklären konnte, was sie gethan.

Müde, zu Tode erschöpft verfiel sie bald in einen tiefen Schlaf.

Die beiden Frauen blieben fürsorgend an ihrem Lager. Als sie erwachte, saßen sie bei der Lampe, mit Handarbeiten beschäftigt. In dem Ofen loderte ein helles Feuer.

Die Leidende fühlte einen heißen Strom durch die Adern sich ergießen, sie ließ die Decke weg und wälzte sich unruhig auf ihrem Lager.

Sofort stand die Wirthin neben ihr.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie.

Dorothea verstand, was zu ihr gesprochen wurde, doch war sie so schwach, daß sie nicht antworten konnte.

Sie wurde gelobt und fühlte sich etwas erfrischt und ihre Lebensgeister gefrästiger.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte sie.

„Bald neun.“

„Ich habe sechs Stunden geschlafen,“ murmelte sie.

„Ein Herr sprach mehrmals vor und erkundigte sich nach Ihrem Befinden,“ berichtete die Wirthin. „Darf ich ihn einlassen?“

„Nein, ich möchte schlafen, nur schlafen,“ sagte Dorothea.

Sie wies die Speisen zurück, die ihr gereicht wurden, und sank wieder in den Schlaf zurück, der die Ermattete umfing und in süße Vergessenheit wiegte.

Als sie wieder die Augen aufschlug, war das Stubenmädchen allein da und schlief. Der Schlummer hatte sie bei der Arbeit, die ihr im Schooße lag, überwältigt.

Dorothea richtete sich im Bette auf. Sie hatte vollständig zur Bewußtsein erlangt.

Die Uhr auf dem Kamin schlug Mitternacht. Die Erwachte ließ ihren Blick langsam durch das Zimmer schweifen.

Ueber dem Stuhl am Kamin hingen ihre Kleider. Sie waren durch die Nässe zerdrückt und verdorben. Der Aufpus hing in Fetzen herab.

Sie bemerkte es.

„Ich kann sie nicht mehr tragen,“ sagte sie bedauernd, denn sie erinnerte sich, daß Valentin sie so gern in dem Anzug gesehen hatte.

Plötzlich dachte sie sie, daß er todt war, und mit diesem Gedanken tauchte die Vergangenheit mit all ihren Ereignissen in ihr auf, und sie sah Alles in deutlicher Schärfe.

Jetzt war es vorbei mit ihrem Schlaf und dem Vergessen! Sie wälzte sich stundenlang voll Scham und Indignation auf ihrem Lager. Alle Stadien der Verzweiflung, der Neue, der leidenschaftlichen Liebe und des Hasses machte sie durch.

Endlich litt es sie nicht mehr im Bett. Wie gepetit von den Seelenqualen sprang sie auf und eilte ruhelos im Zimmer auf und nieder.

Jede Kleinigkeit, jeder geringfügige Umstand erhöhte ihre Aufregung. Der schwere Schlaf des Stubenmädchens, das Ticken der Uhr.

Sie litt unsäglich.

„Ich verdiene kein Mitleid,“ sagte sie, „ich habe ein Unrecht gethan und bin bestraft. Ich leide gerechte Qualen, aber Gott weiß, sie sind so furchtbar, daß sie für den größten Verbrecher zu hart wären.“

Die Kräfte, welche ihr zurückgekommen waren, schwanden wieder, sie lag schwach und apathisch da.

Das Mädchen erwachte bei Tagesanbruch, sagte ihr etwas in olamischer Sprache und entfachte wieder das Feuer im Ofen, dann meldete die hereintretende Wirthin irgend etwas, das sie nicht verstand und das sie mechanisch beantwortete, ohne zu wissen, was sie sprach.

Man brachte ihr das Frühstück, von dem sie nur wenig genoß, dann verließen sie die beiden Frauen, aber sie blieb nicht lange ihren Gedanken überlassen, denn bald pochte es an die Thür.

Auf ihr leises „Herein“ trat Mr. Everleigh mit einer lebhaften Bewegung, ein Lächeln auf den Lippen, ins Zimmer.

Er hatte sich bisher ferngehalten, weil er die Scherereien scheute und mit ihr nicht in Verbindung gebracht werden wollte.

Er sah sie mit prüfenden Blicken an.

„Ich freue mich, Sie wohler zu finden,“ sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend.

Sie aber zog rasch die ihrige zurück, als fürchte sie eine Berührung mit ihm.

Er zog wie in schmerzlichem Erstaunen die Augenbrauen zusammen, seine Hand sank zur Seite nieder, er beugte demüthig sein Haupt.

Dorothea kümmerte sich nicht darum, ob er litt oder nicht. Jedes Gefühl des Mitleids war aus ihrem Herzen gewichen.

„Fühlen Sie sich kräftig genug, aufzustehen?“ fragte er nach einer Pause in verändertem Tone.

„Ja,“ erwiderte sie.

„Und wann gedenken Sie abzureisen?“

„Abreisen?“ rief sie aus, „wohin?“

„Nach Amerika. Heute Nachmittag geht ein Dampfer ab, vor zwei Uhr müssen wir in Antwerpen sein, darum müssen wir sofort abreisen. Es ist nothwendig, sich mit Fahrkarten zu versorgen.“

„Ich will nicht nach Amerika fahren,“ sagte sie.

„Entschuldigen Sie, aber ich entnahm aus Ihrer Antwort, daß Sie noch keine Entscheidung für die Zukunft getroffen haben und sie in meine Hände legen. Ich hoffe, daß Sie sich auf mich verlassen. Es scheint mir am rathsamsten für uns, nach Amerika zu gehen, dort sind wir vor jeder Verfolgung sicher. Selbstverständlich werde ich jeden Vorschlag, den Sie mir machen, mit Vergnügen annehmen.“

„Ich habe Ihnen keinen Vorschlag zu machen; wenn Sie es für rathsam erachten, nach Amerika zu reisen, so reisen Sie.“

Er lächelte mittheilbar.
„Was für einen Plan haben Sie für Ihre Zukunft?“
fragte er.
„Gar keinen,“ antwortete Dorothea, „ich dachte nicht an die Zukunft, sondern nur an die Vergangenheit.“
„Wohin gedenken Sie sich von hier zu wenden?“
„Ich weiß nicht, ob ich von hier weggehe.“
„Und was soll aus Ihnen werden für den Fall, daß Sie hier bleiben?“
„Es liegt mir nichts daran, was aus mir wird, es hat sich auch niemand Anderer darum zu kümmern.“
„Sie irren sich, es handelt sich nämlich für mich um Leben und Tod.“

„Ich verlange von Ihnen gar nicht, daß Sie bei mir bleiben, im Gegentheil, ich wünsche, daß Sie gehen, verlassen Sie mich.“

„Thut das ein Bruder?“

„Ein Bruder?“

„Ich fühle wie ein Bruder für Sie, obzwar Sie nicht die Rücksichten einer Schwester für mich haben. Wer anders als ein Bruder hätte mit Gefahr seines eigenen Lebens Ihre Schmach gerächt? Habe ich kein Recht auf Ihre Großmuth?“

„Was wollen Sie von mir?“

„Daß Sie das glauben, was ich für Sie fühle.“

Dorothea sah in ihm nur einen Mörder, es schien ihr unmöglich, daß ein Mann, der ihren Gatten getödtet hatte, irgend ein besseres Gefühl haben konnte.

Sie schwieg.

„Versehen Sie sich in meine Lage,“ fuhr er fort, „denken Sie, Sie wären ein Mann in meiner Situation.“

„Ich bemühe mich, das zu denken,“ antwortete sie, „ich bestrebe mich, Sie gerecht zu beurtheilen, aber ich kann es nicht. Wäre ich ein Mann, und ein bis zum Wahnsinn eiferjüchtiges Weib hätte mich aufgefordert, ihren Geliebten zu tödten, so würde ich, ehe ich meine Hand erhob, unter allen Umständen gewartet haben, bis sie wieder zur Vernunft gekommen wäre.“

„Hätten Sie aber den Glenden beobachtet, wie ich es gethan, hätten Sie sich wie ich überzeugt, daß er Sie belogen und betrogen, daß er im Begriffe stand, Sie zu verlassen und sich noch leichtsinnig darüber hinwegzusetzen, Sie ins Verderben gestürzt zu haben, so würden Sie den gewissenlosen Schurken getödtet haben wie ich! Das habe ich denn gethan, und hätte die Kugel ihr Ziel verfehlt, so würde ich ihr eine andere nachgeschickt haben. Würde ich ihm heute gegenüberstehen, so thäte ich dasselbe.“

Glühender Zorn sprach aus seinen Worten, flammte aus seinem Blick und wollte sich auch nach dem Ausbruch, der ihm sprudelnd über die Lippen gekommen, nicht legen. Dennoch übte er keine Wirkung auf Dorothea und erweckte kein Rachegefühl in ihr.

Seltfam, selbst die Vorstellung, daß Valentin an ihr gesündigt und ihr ein so schweres Unrecht zugesügt, daß der Schmerz darüber ihr fast den Verstand geraubt hatte, ließ in ihr keinen feindlichen Gedanken gegen ihn aufkommen.

„Valentin ist todt!“ sagte sie vor sich hin.

Dieses Bewußtsein bannte den Zorn aus ihrem Herzen.

„Aber davon spreche ich nicht,“ setzte Mr. Everleigh fort.

„Ich bitte Sie, nur meine jetzige Lage zu bedenken. Würden Sie an meiner Stelle die Klucht ergreifen? Halten Sie mich für einen solchen Freigling, für ein so verächtliches Geschöpf, daß ich einzig auf meine eigene Sicherheit bedacht wäre? Welcher Mann, der nur einen Funken Ehre im Leibe hat, würde Sie hier allein verlassen, ohne Freunde und Geldmittel, hilflos und verweist ihrem Schicksale überlassen und für sich sorgen? O, Sie thun mir sehr unrecht.“

Er hielt inne, als erwarte er ihre Antwort.

Aber sie hatte keine und schwieg.

„Ich habe mich für Bromley's Tod zu verantworten,“ setzte er fort. „Davor schreie ich nicht zurück. Ich stehe für meine Handlungen immer ein. In was ich aber nur mit Entsetzen zu denken wage, ist die Möglichkeit, Ihr Leben auf mein Gewissen zu laden.“

„Was fürchten Sie? Glauben Sie, daß ich einen Selbstmord begehen werde?“

„Ich wollte, Sie versicherten mir, daß die Befürchtung grundlos sei.“

„Sie ist grundlos. Gestern war ich dem Wahnsinn nahe, ich glaubte die Strafe, welche das Schicksal über mich verhängte, nicht ertragen zu können. Heute bin ich entschlossen, sie auf

mich zu nehmen. Ich habe eine Schuld begangen, ich muß sie büßen.“

„Versprechen Sie mir, nicht mehr Hand an sich zu legen?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Das beruhigt mich, ich danke Ihnen.“

„Nun aber, da Sie sehen, daß ich keines Schutzes bedarf, verlassen Sie mich. Was ich zu tragen habe, will ich allein tragen. Ich kann Niemanden um mich dulden, ich habe das Verlangen nach Einsamkeit, gehen Sie.“

Er stand ihr einen Moment schweigend gegenüber und sah sie mit einem Ausdruck an, den sie nicht zu deuten wußte.

„Und Sie meinen also, daß wir uns so ohne weiteres trennen sollen, wie zwei Fremde, die durch den Zufall im Sturme ein gemeinsames Obdach gefunden haben? Sie schicken mich fort, als hätte ich Ihnen keinen anderen Dienst erwiesen als ein Bedienter,“ sagte er bitter.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte sie, „ich begreife nicht, was Sie verlangen, da Sie wissen, daß ich nichts habe.“

„Ich verlange nichts, als das Privilegium eines Bruders, über Sie zu wachen und Sie zu schützen, das Privilegium eines Freundes, was sage ich, eines bloßen Bekannten, von Zeit zu Zeit ein Wort mit Ihnen zu sprechen.“

„Ich kann Ihre Hilfe nicht annehmen, und Sie als meinen Freund zu denken, ist mir unmöglich. Wenn Sie wüßten, was für ein Gefühl ich für Sie hegte, so würden Sie mir die Verlegenheit und den Schmerz ersparen, es Ihnen auszubringen.“

„Ich gab mich keinen Illusionen hin und weiß, was für ein Gefühl Sie mir entgegenbringen, aber ich bin, Gottlob, überzeugt, daß es sich verlieren und einem anderen, einem gefunden und freundschaftlichen Platz machen wird.“

Sie schüttelte das Haupt.

„Nein, nein, lieber Gott,“ dachte sie, „laß mich lieber sterben, als diesen Mann anders als mit Abscheu betrachten, denn ihn nicht verabscheuen, hieße meine Schmach nachsichtig beurtheilen und keine Reue fühlen für die Schuld, die ich begangen.“

Er schritt in Gedanken verjunken im Zimmer auf und nieder.

Dann blieb er plötzlich vor ihr stehen und sah sie, das Haupt erhebbend, mit festem, durchbohrendem Blicke an.

„Nein,“ rief er entschieden, „ich verlasse Sie nicht, ich darf Sie nicht verlassen.“

„Warum nicht, glauben Sie, daß ich mein Versprechen brechen werde?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt)

Madame Etiquette.

Es giebt Leute, die behaupten, daß man ohne Fremdworte in unserer mangelhaften deutschen Sprache überhaupt nicht auskommen könne. Solch' ein aus der Fremde importirtes Wort ist auch die „Etiquette“. Noch vor hundert Jahren stellte es einen durch Jahrhunderte geheiligten Begriff dar, für den es in Deutschen einen den Sinn vollständig wiedergebenden Ausdruck nicht gäbe. Von Spanien, wo ihre Reste heute noch lebendig sind, nahm die Etiquette ihren Ausgangspunkt: Dort beherrschte sie den steifen, abgezirkelten, prunkenden Hof der habsburgischen und dann der bourbonischen Monarchie, aber allmählich unterjochte sie sich alle Reiche Europas, streng und feierlich einherschreitend.

In den Königspalästen des vorigen Jahrhunderts war die Etiquette das Zauberwort, dem Alles sich fügte, nach dem Alles sich regelte. Und was ist jetzt von ihr übrig geblieben, am Ausgang des 19. Jahrhunderts? Sie hat das Schicksal aller Großen erfahren, sie ist von der undankbaren Nachwelt verdrängt und ersetzt worden. In jedem Fürstenhose ist die Art der Geselligkeit, die Form, in welcher der Monarch mit seines Gleichen oder mit seinen Unterthanen verkehrt, durch genaue Vorschriften geordnet, aber wie himmelweit sind diese von den komplizirten Vorschriften der seligen „Etiquette“ verschieden.

Friedrich Wilhelm III. und seine unergessliche Gemahlin Luise liebten es, ihre würdige Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, geb. von Pannewitz, neckend „Madame Etiquette“ zu

nennen, weil sie die trauliche, unangewundene Art, mit der sich das junge königliche Paar namentlich in Park der Außenwelt zeigte, für unvereinbar mit den Gesetzen des Hofes hielt. Und seit der Regierung Friedrich Wilhelms III. ist dieses Schreckenswort, wie manich' anderer Jopfs, verschwunden. Unser Hof hat ein genau bestimmtes Zeremoniell, er hat seine Hofrangordnung, er hat seine genau geregelten Sitten und Gebräuche, aber eine Etiquette hat er nicht mehr. Die hat dem freieren Zuge des Jahrhunderts weichen müssen.

Vor uns liegen zwei Bücher, ein deutsches und ein französisches. Das deutsche ist in diesem Jahre erschienen; es ist schön, prächtig sogar ausgestattet, es heißt: „Zu Haus, in der Gesellschaft und bei Hofe“*) und will ein Handbuch für alle gesitteten Kreise sein. Das französische ist genau zweihundert Jahre früher, 1696, gedruckt worden, und auf seinem Titelbilde steht: „L'Etat de la France“; es ist dem Könige Ludwig XIV. gewidmet und enthält die wesentlichsten Bestimmungen über das Verhalten am Hofe des „grand roy“, das Verzeichniß der Mitglieder seines Hofstaates mit genauer Angabe aller ihrer Obliegenheiten — es ist ein Handbuch der zu jener Zeit herrschenden Etiquette.

Unser Kaiser, der dem Andenken seiner Vorfahren, der ganzen, großen Vergangenheit der Hohenzollern ein pietätvolles Andenken bewahrt, hat bald nach seinem Regierungsantritte Manches von dem wieder aufleben lassen, was zu ihren Zeiten Gebrauch war. Das Leben am Berliner Hof ist seitdem prächtiger, man möchte sagen künstlerisch schöner geworden. — in der Auswahl neuer Trachten, Uniformen, in der Veranstaltung von Festlichkeiten, der Ausschmückung der Räume sind der Geschmack und die Erfahrung von mit der preussischen Geschichte vertrauten Künstlern zu Rathe gezogen; die Bestimmungen über das Hofleben sind in mancher Beziehung genauer formuliert worden. Aber alle dieses Reglements haben mit dem, was früher die „Etiquette“ in sich faßte, nichts gemein. Diese regelte in erster Linie das Verhalten des Herrschers selbst, sowie er an die Deffentlichkeit trat, sie schrieb ihm jeden Schritt vor, sie kümmerte sich um die intimsten Handlungen seines Tagewerkes, sie nahm ihm seine Freiheit. Heutzutage beschränken sich das Hofzeremoniell und die Hofrangordnung im Wesentlichen darauf, die Geselligkeit, welche der Landesherr ausübt, zu regeln, wie es in veränderten Verhältnissen jeder Privatmann, der Gäste bei sich sieht, zu thun pflegt; sie bestimmt Jedem nach Verdienst und Würde seinen Platz, und sie ist vielmehr eine praktische Anleitung für alle diejenigen, welche durch ihre Stellung, ihre Geburt oder aus sonst welchen Gründen mit dem Monarchen in Berührung kommen. Und da die Menge derer, denen diese Auszeichnung zu Theil wird, eine große, die Gostfreundschaft der Hofe eine ausgedehnte ist, so sind diese Bestimmungen einfach nothwendig.

Das französische vergilbte Buch, das wir erwähnten, enthält allerlei Kapitel, in denen ganz genau zu lesen ist, wie der König aufsteht, frühstückt, Audienzen erteilt, zu Mittag isst, auf die Jagd geht, sich schlafen legt. Das ist sein Hauptinhalt, und beim Durchlesen fällt uns vor allem auf, daß der allmächtige, absolute Ludwig XIV. nicht einen Augenblick allein ist, daß ihm die „Etiquette“ Stunde für Stunde seine hohen Hofbeamten zugesellt — er darf sich nicht schmauken, ehe ihm der mit diesem Ehrendienste Betraute nicht das Schnupftuch gereicht hat. Da ist ein Abschnitt, der trägt die Ueberschrift „Du Diner du Roy“ — vom Mittagessen des Königs. Die Zahl derer, die mit dessen Zubereitung betraut waren, scheint uns einfachen Menschen unendlich. Da legt einer das Tischzeug auf, der andere stellt das Salzfaß hin, der dritte bringt Messer und Gabel, der vierte Brod — von allen Speisen kosteten mehrere Beamte, eine Tradition, die sich aus einer Zeit erhalten hat, da die Giftmorde an den Höfen alltägliche Erscheinung waren. Wir übergehen diese Vorbereitungen und zitiren nur einen kleinen Abschnitt, der sich mit dem Augenblick beschäftigt, wo der König zu trinken verlangt. Da heißt es wörtlich:

„Wenn der König zu trinken fordert, so ruft der Schenk sofort laut: „Zu trinken für den König!“, macht seiner Majestät eine Verbeugung, geht nach dem Buffet, nimmt aus den Händen des Vorsetzers des Schänk- und Mund-Amtes das goldene Tablett, auf dem sich das bedeckte Glas und die beiden, mit Wein und Wasser gefüllten Karaffen befinden, und kommt dann zurück,

während vor ihm der Schenk, hinter ihm dessen Gehilfe schreiten. Wenn sie dann alle drei vor dem Könige angekommen sind, machen sie eine Verbeugung, der Schenk tritt zur Seite und reicht dem hinter dem König befindlichen dienstthuenden Kammerherrn die silber-vergoldete Probirtasse; der gießt etwas Wein in diese Tasse, der Schenk die übrige Hälfte in eine andere gleiche Probirtasse und kostet dann, ebenso nach ihm der Kammerherr. Das alles geschieht vor den Augen des Königs. Dann macht der Kammerherr eine Verbeugung vor dem König und reicht ihm das Tablett mit den Karaffen. Der König gießt sich selbst ein; wenn er getrunken und das Glas wieder das Tablett gesetzt hat, deckt der Kammerherr wieder auf das Glas zu, macht dem Könige wieder eine Verbeugung und giebt dann alles dem Schenken, der es an den Anrichteisch zurückbringt.“

Armer König! Wenn er einen tüchtigen Durst hatte, was für Qualen muß er gelitten haben! Ganz ähnlich ging es bei seinen Aufstehen und seinem Zubettgehen zu, zwei Momente, die zugleich gewissermaßen große Audienzen waren. Da war genau bestimmt, wer ihm das Hemde reichte oder auszog, das Taschentuch gab, das Halstuch knotete, die Strumpfbänder festband u. s. w. Das vornehmste Vorrecht aber war das Reichen des Hemdes, das den königlichen Prinzen, wenn sie anwesend waren, oblag und nur in Ausnahmefällen von Großwürdenträgern dem Range nach ausgeübt wurde.

Wie einfach erscheint im Vergleiche hiermit das Zeremoniell der modernen Deutschen, im Besonderen des preussischen Hofes. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten unseres Kaiserpaars geht es kaum anders zu als in irgend einem reichen Privathause, und auch die übrige Geselligkeit trägt bei aller glanzvoller Form doch keinen steifen, gezwungenen Charakter. Das treffliche Buch „Zu Hause, in der Gesellschaft und bei Hofe“ theilt uns einige der hauptsächlichsten Bestimmungen mit, wie sie in Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe u. a. O. am Hofe herrschen, so die verschiedenen Rangordnungen, die Vorschriften über Meldungen, Audienzen, Trauergelegenheiten. Da ist keine Spur mehr von jenem schwerfälligen Geiste der alten „Madame Etiquette“ zu spüren, es sind vielmehr Bestimmungen der einfachsten Art, wie sie überall herrschen müssen, wo Ordnung und das Recht des Einzelnen gewahrt werden sollen. Das Prachtwerk, das sich hübsch und fließend liest, erfüllt seine Aufgabe, ein praktisches Handbuch im geselligen Leben zu sein, auch's Beste. Und der eingehende Zug, der durch das ganze Buch geht, ließe sich vielleicht dahin ausdrücken, daß heutzutage, am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts, gute Erziehung, richtiger Tact, Bescheidenheit gepaart mit Würde genügen, um Jedem im Haus wie in der Gesellschaft und bei Hof das richtige, korrekte Benehmen selbst finden zu lassen.

Allerlei.

Vom Kapitän des untergegangenen „Salier“. Der mit dem Londondampfer „Salier“ verunglückte Kapitän Wempe war bekanntlich auch der Kommandant des Londondampfers „Danzig“, welcher im Sommer 1895 eine große Reisegeellschaft nach Spitzbergen führte und auf der Rückfahrt, bezw. bei der Ausfahrt aus der Emeerenburgbucht am 31. Juli frühmorgens, von mächtigen Eismassen bedroht, ebenfalls auf ein Riff gerieth und festfuhr; glücklicher Weise nahm die Sache damals einen besseren Ausgang als diesmal. Ein Theilnehmer an dieser Fahrt, der Teplitzer Fabrikant Franz Bramsch, schilderte, wie uns aus Teplitz-Schönau geschrieben wird, in einer anziehenden Brochüre „Sommertage im hohen Norden“ u. A. auch dieses Abenteuer und läßt dabei der seemännischen Tüchtigkeit des Kapitäns alle Gerechtigkeit widerfahren. „Es war sechs Uhr Morgens“, erzählt der Verfasser; „alle Passagiere lagen mit Ausnahme des Herrn Generalkonjuls Reiß, welcher die Gefahrt ahnte und auf der Kommandobrücke geblieben war, noch in tiefem Schlummer. Herr Kapitän Wempe besah von diesem Theile Spitzbergens nur eine englische Navigationskarte und zeigte um 6 Uhr Morgens Herrn Generalkonjuls Reiß auf der Karte eine schmale Durchfahrt, in welcher sich die „Danzig“ gerade befand und bei welcher auf der englischen Karte die Bezeichnung „deep water“ eingetragen war. Blötzlich erfolgte ein fürchterlicher Stoß, dem ein helltönendes Klirren, als ob tausend Gläser zerbrochen wären, folgte, dann steinermalmendes Knirschen, als ob der Stahlkiel unseres Schiffes über Felsen schleifte. Erschrockt fuhren wir aus den Betten auf. Ehe wir, noch halb im Schlafe, über das Vorgefallene klar werden konnten, folgte ein neuer entsetzlicher Ruck, erneuertes fürchterliches Knirschen und Krachen,

*) „Zu Haus, in der Gesellschaft und bei Hofe“, von Helene Freinin von Düring-Deßen. Mit Anhang „Die Jagd“ von Generalmajor Freiherr von Dinklage; „Duell und Ordenswesen“ von General der Infanterie Hans von Kretschmann. Berlin. Verlag von F. Vieweg-Verlag.

und nun stand das Schiff still, trotzdem die Maschinen mit voller Kraft arbeiteten. Wir eilten auf das Oberdeck und sahen mit ängstlicher Spannung der Zukunft entgegen. Das eine war sicher: wir waren im nördlichsten Eismeer, verlassen von aller Welt, auf einem Eisberg festgefahren, das bisher ganz unbekannt und in keiner Seekarte verzeichnet war. Einer auf dem Schiffe verlor bei der naturgemäßen Verwirrung, die nach der Katastrophe an Bord herrschte, die Ruhe und Besonnenheit nicht: es war dies Herr Kapitän Wempe, der Führer des Schiffes. Er stand ruhig auf der Kommandobrücke, die dichten, graupenartigen Regentropfen, die der Nordostwind ihm in's Gesicht peitschte, nicht beachtend, und erteilte klar und deutlich seine Befehle. Die ganze Schiffsmannschaft war auf den Beinen; alle unsere Boote, die wir mit hatten, wurden klar gemacht, und eines nach dem andern rasselte an den Ketten in das Meer hinab. Der Proviantmeister und seine Stewards schleppten einen gefüllten Sack nach dem andern mit Lebensmitteln herbei, denn jedes Boot mußte für alle Fälle mit dem nötigen Proviant versehen werden. Fässer mit Trinkwasser wurden in die Boote gegeben und dort angejorrt. Als das geschah, Segel und Decken noch in die Boote gelegt waren und so Alles zur Landung vorbereitet war, theilte der Kapitän zur vorläufigen Beruhigung und Klärung der Sachlage mit, daß das Schiff in der Mitte des Meeres auf einem Eisberg festliegt, welches 12 Fuß tief unter der Oberfläche des Wassers sei — unsere „Danzig“ hatte zu dieser Zeit 17 Fuß Tiefgang — und daß an der Stelle, wo das Schiff festliegt, ein Eck sein müsse, weil ein Kompartement im mittleren Theile des Schiffes mit Seewasser gefüllt sei. Bei der soliden Bauart des Schiffes, das einen doppelten eisernen Boden habe, sei dies jedoch vorläufig noch nicht bedenklich, vorgelegt, daß der Seeegang nicht stärker würde. Hierauf ließ er durch einen Offizier Lothungen im Meere vornehmen, um die Form des Meeres zu erforschen. Nachdem er diese ermittelt, ließ er ein armstarkes Tau aus Stahlbrahtgeflecht an einem Anker befestigen, diesen eine Strecke weit wegfahren und dann verjensen. Als der Anker ausgebracht war, wurde durch Dampfwinden das Tau eingezogen; dies hatte zur Folge, daß das riesige Schiff sich langsam zu drehen begann und sich endlich nach jener Seite neigte, nach welcher es gezogen wurde. In dieser schiefen Lage, bei welcher man sich auf Deck kaum auf den Beinen halten konnte, rutschte es plötzlich von der Kante des Meeres herab und war damit zu unserm Aller Freude wieder flott. Diese ganzen Rettungsarbeiten hatten ungefähr drei Stunden in Anspruch genommen und wurden von Seiten der Offiziere und der gesammten Schiffsmannschaft mit einer Ruhe durchgeführt, die wesentlich zu unserer Beruhigung diente. Ihr Benehmen während dieser Rettungsaktion war tadellos, und ich halte es für meine Pflicht, namentlich unserem Schiffskommandanten, Herrn Kapitän Wempe, sowie auch Herrn Kapitän Bode, die mit kaltblütiger Ruhe und bewundernswerther Umsicht die zu unserer Rettung unternommenen Manöver leiteten, an dieser Stelle herzlichsten Dank und wärmste Anerkennung auszusprechen.

Wie lange kann ein normaler Mensch ohne Schlaf leben?
 Um diese Frage zu lösen, brachten drei Professoren der Universität Jowa drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf zu. Das Experiment konnte nicht weiter fortgesetzt werden, weil die vollständige Depression einer der Versuchspersonen ernste Gefahr für das Leben bedingte. Der Puls stand beinahe still, die Temperatur fiel, die Hautempfindlichkeit sank beträchtlich, und die Sinneswahrnehmungen wurden stark erniedrigt. Eine einzige durchgeschlafene Nacht ließ all' diese Symptome wieder verschwinden.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Brochüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Weihnachten, das Fest der Feste, ist in Sicht. Büchlich wie in früheren Jahren, stellt sich auch in prächtigem, farbenreichem Gewande das **Weihnachtsheft der „Moderne Kunst“** (Verlag von Rich. Bong, Leipzig-Berlin-Wien) ein. So reich an ausgezeichneten künstlerischen Gaben ist das Heft, so echt weihnachtlich die Stimmung, welche seine Bilder, Aufsätze, Novellen, Dichtungen und musikalischen Spenden durchzieht, so vornehm und gediegen die ganze Ausstattung, daß ihm ein Ehrenplatz unter dem Christbaum bei allen feinen und kunstfertigen Leuten unbedingt gesichert ist. Zur Genüge läßt das Buchheft erkennen, daß ein Blatt wie die „Moderne Kunst“ auf der Höhe der Journaltechnik steht und unübertroffen bleibt. Es gereichen

solche Leistungen dem gesammten deutschen Journalwesen zum Ruhm. Die Fülle des Schönen und Originellen, dem auch der sonnige Humor nicht fehlt, wird von einem Deckel umflossen, der geradezu verlockende Reize ausstrahlt. Eine Malerei Fritz Gehrke's liegt der meisteilen Leistung zu Grunde. Und nach diesem verbeizungssoollen Präludium der Inhalt selbst! Der Aquarellfacimiledruck hat sein höchstes Vermögen eingesetzt, um die weitgehendsten künstlerischen Ansprüche zu befriedigen und Bewunderung zu erringen. Die als Extrafaksimilbeilagen beigelegten beiden doppelseitigen Aquarelldrucke „Schlaf wohl!“ nach Georg Dom's Bilde und „Adam und Eva“ nach Marie Wunsh's herzhafter Schöpfung, sowie der Aquarellruck „Der Liebling“ nach Bruno Siglbeins liebenswürdigem Gemälde sind so vollkommen gelungen, so genau bis in die feinsten Töne getroffen, daß sie von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Weiter die übrigen Kunstbeilagen: Meisterwerke der Holzschneidekunst: S. Sparre's „Junge Christen“, Paul Barthel's herrliche „Madonna“, Pompeo Mariani's „Großantichens Verehrer“, Louis Vuol's „Am Waldestrand im Winter“, Paul Thumans von echter Poesie unwohene „Fides“, und W. Müblers im echten Märchengauber strahlende „Genoveva“. Dazu die Fülle anderer einfarbiger und mehrfarbiger Bilder, in denen Fritz Gehrke mit prächtigem Humor den Goldonkel, A. Kirchl den Winter, B. Freudenmann das Bäumchen mit den goldenen Blättern, C. Hermann Wehnachtsäpfel und C. Hugot die Anziehungskraft der Weihnachtsstorte schildern. Andere farbige Bilder, die vornehmlich von E. Starkeant mit gewohnter Meisterschaft geliefert sind, bilden Ergänzungen zum Text. In diesem schildert frisch und lebendig Richard Bredenbrüder die Weihnachtsfeier im Tyroler Dorf. Ein empfindungsreiches Weihnachtsgebilde C. Busse's, des bekannten Epikers, schlüpft sich an. Dann die reizvolle, inniges Behagen ausströmende Weib achtsgeichte „Unser Weihnachtsbaum“ von Heinrich Voltat Schumacher und das von ebendemselben Autor selbst in Musik gesetzte Gedicht „Weihnachts-traum“ in der von Fritz Stahl, dem geschäftigen Berliner Künstler originell erfundenen Umrahmung. Man sieht, unsere besten Künstler und Schriftsteller haben mitgewirkt, um das Weihnachtsheft der „Moderne Kunst“ so prächtig, schön und lobenswerth wie möglich auszustatten. Der Preis beträgt für Abonnenten und für jeden, der jetzt noch in das Abonnement auf die „Moderne Kunst“ eintritt, nur 1 M., für Nichtabonnenten 3 M.

— Als Hansen den kühnen Plan zu seiner Nordpolfahrt entwarf, war seine Haupt Sorge, sich ein gutes Schiff zu bauen. Es sollte „glatt wie ein Eis“ aus den verderbenbringenden Umarmungen des Eises gleiten können.“ Dazu gab es kein Vorbild, denn die früheren Polar-Expeditionen waren dem gefährlichen Padeise vorzüglich fern geblieben oder mußten ihm ihre Schiffe zur Beute lassen. Auf offener See war Hansen's „Fram“ allerdings kein bequemes Fahrzeug, dagegen bewährte sich das merkwürdige Schiff, dessen abenteuerliche Konstruktion und Einrichtung die soeben zur Ausgabe gelangende 2. Lieferung von „**In Nacht und Eis**“ (Verlag von H. A. Brockhaus, Leipzig) in Wort und Bild schildert, im Eise vortrefflich. Eingeforen in Eis von mehr als 10 Meter Dicke und der von Hansen vorausgesagten Strömung überlassen, war es von allen Seiten durch ungeheure Eis-massen bedroht, wie sie ein Separatbild der 2. Lieferung zeigt. Wohl stehen die aufgetürmten Berge gegen die Schiffswände und runorten besonders in der endlos langen Polarnacht in beängstigender Weise. Aber hatte dies zuerst der Mannschaft den Schlaf geraubt, so schwand bald die Sorge und wuchs das Vertrauen in das gute Schiff, in dessen behaglichen Räumen schließlich alle urgemüthlich lebten. Aber es kam ein Tag der härtesten Prüfung. Unwiderrstlich drangen die Eishollen heran. In allen Verbänden knackte und krachte das Schiff. Die letzte Stunde der „Fram“ war gekommen. Die notwendigste Ausrüstung, sowie Proviant wurden nach der Anleitung Hansen's, der sorgsam auch diese Möglichkeit ins Auge gefaßt hatte, auf die größte Eisholle gerettet, um auf dieser in die unbeannte Nacht hinein zu treiben: da bäumte sich die „Fram“ und gitt plötzlich aus ihrer Eiswiese auf die sie umdrängenden Schollen hinauf! Und in diesem hochgelegenen Eisbette ruhend vollendet sie ihren Weg durch die Regionen des höchsten Nordens, bis sich Kapitän Everdrup mit Sprenpulver den Weg zum freien Meere bahnt. Die vorliegende Lieferung bringt ein Gruppenbild der Mitglieder der Norwegischen Polar-Expedition 1893—1896.“ Eine sehr schätzenswerthe Beigabe enthält sie in der auf der Rückseite des Umschlages befindlichen „Uebersichtsarte zu Hansen's Polar-Expedition.“ Dieselbe wird gute Dienste leisten, bis die großen Karten fertig sind, die Hansen für sein Werk zeichnet. Die 3. Lieferung, in welcher die Abreise und der Eintritt ins Eismeer in launiger Weise geschildert werden, wird noch vor Weihnachten erscheinen.

— Nr. 48 des 19. Jahrganges der **Militär-Zeitung**. Organ für die Reserve- und Landwehr-Offiziere. Verlag von H. Eichenhmidt in Berlin NW. redigirt von Hauptmann a. D. Dettinger, hat folgenden Inhalt: Monats-Bericht über das französische Heerwesen. — Zeitliche Studien (Fortsetzung). — Aus der russischen Armee. Von Generalmajor a. D. von Jepsin (Fortsetzung). — Die für die Offiziere und Sanitäts-Offiziere geplanten Beoldungsverbesserungen. — Der Etat für die Verwaltung der Kaiserlichen Marine auf das Etatsjahr 1897/98. — Personal-Veränderungen. — Bücherchau. — Alinee militärische Mittheilungen. — Vermischtes. — Briefkasten. — Anzeigen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigstr. 87.